

Aus den Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon [L. Forcart-Respinger]

Autor(en): Emil Schaub
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1908

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b33199ab-0bb4-490d-a901-5ed0306be787>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Aus den Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon.

Von Emil Schaub.

Fast genau vor einem Jahrhundert hat Napoleon I. die Straße über den Simplon erstellen lassen und damit neben dem Großen St. Bernhard eine zweite sichere Verbindung des Rhonetals mit Oberitalien hergestellt. Hundert Jahre lang hat die Straße ihre große Bedeutung für den Verkehr zwischen Frankreich, der Schweiz und Italien bewahrt. Nun hat sie ihre Rolle ausgespielt, seitdem die Kunst der Ingenieure den Tunnel durch den Berg geführt und damit dem gewaltigen Anwachsen des modernen Verkehrs Rechnung getragen hat. Vorbei sind jetzt Gefahren und Mühseligkeiten, die Stürme und Lawinen dem Wanderer auf der Simplonstrasse brachten; denn leicht entrinnt er ihnen, wenn er sicher und geborgen im Eisenbahnwagen den Berg in wenigen Minuten durchheilt. Gerade die Gefahr aber, mit der im Winter besonders die Reise verbunden war, verlieh den Fahrten oft poetischen Reiz, wenn menschliche Kraft und Entschlossenheit mit den entfesselten Elementen im Kampfe lagen und wenn in der Not die Nächstenliebe und Aufopferung in edlen Wettstreit treten konnten. Die zweckmäßige, aber nüchterne Gegenwart hat die Romantik zerstört. Gerne greift man darum zu den Urkunden, die vom



früheren Leben auf der Simplonstrasse erzählen, und solchen Erinnerungen seien die folgenden Blätter gewidmet.

Wenige Jahre nach der Erstellung der neuen Strasse, von 1811—1813, weilte in Brig ein Basler als Postmeister, nämlich Herr Lucas Forcart-Respinger. Vor mir liegt ein umfangreiches Manuskript, seine Aufzeichnungen über sein Leben. In lebhaften Bildern zieht es, reich an Erfahrungen und Erlebnissen, am Leser vorüber. Uns sollen hier nur die Abschnitte, die von seinem Aufenthalt in Brig berichten, für kurze Zeit in vergangene Zeiten zurückversetzen, und der Erzähler möge überall selber zu Worte kommen. Einleitend sende ich wenige Notizen über Forcart's Leben vor seiner Reise nach Brig voraus.

Lucas Forcart wurde am 5. Mai 1789 zu Basel als Sohn des Joh. Rud. de Rud. Forcart und der Margaretha Sarasin geboren. Als er fünf Jahre zählte, wurde ihm die Mutter durch den Tod entzissen; sein Vater vermählte sich nochmals im folgenden Jahre 1795 mit Gertrud Wieland, die sich der Kinder erster Ehe mit liebevoller Fürsorge annahm. Ruhig und heiter verflossen die Tage der Jugend, und besondere Freude hatte Lucas, wenn die Familie den Sommer über auf ihrem Landgut bei Diestal wohnte. Hier machte sich auch der Einbruch der Franzosen in die Schweiz fühlbar, da die Familie häufig mit Einquartierungen belästigt wurde. Wie sich einmal die Mutter resolut der Eindringlinge zu erwehren wußte, lehrt folgende Episode aus dem Jahre 1798:

„Eines Tages, als mein Vater mit meinen ältern Schwestern in der Stadt war (von wo er jeweilen zwischen 7 und 8 Uhr abends zurückkehrte) und meine Mutter mit meinem ältern Bruder, der noch nicht lange aus einer Pension zurück war, und mir allein zu Hause weilte, hörten wir plötzlich Huftritte im Hof und sahen vier französische Kavallerie-Offiziere mit ihren Bedienten in den Hof reiten und absteigen. Die Be-



dienten schnallten gleich die Mantelsäcke ab, und während meine Mutter sich faßte und ihnen entgegen ging, kamen sie mit schleppenden Säbeln die Treppe herauf und begehrten gleich unbescheiden Zimmer zu sehen, um sich solche auszuwählen. Meine Mutter, die wenig französisch sprach, fragte nach dem Quartier-Billet. Die Offiziere aber hatten keines und wollten sich, so sagten sie, schon Quartier machen. Indem aber meine Mutter ihre Einwendungen vorbrachte, wurden jene grob, und einer öffnete mehrere Zimmertüren, worauf die Mutter zwei der bei ihr stehenden Offiziere am Arm faßte und die Treppe hinunter führte, männlich protestierend, solche Einquartierung ohne Billet nehme sie nicht an. Die Franzosen folgten, bestürzt über den Mut der Frau, und als alle im Hof waren, riegelte sie die Haustüre zu und ließ sie toben und fluchen und abziehen, wobei mein Bruder mit seinem Französisch-sprechen zu guter Letze einige Ohrfeigen erhielt, wahrscheinlich, weil er sich einige Autorität verschaffen wollte. Wir erwarteten, daß sie mit einem Billet versehen wieder kommen würden; allein sie fanden es nicht für gut, und an diesem Tag blieben wir verschont von französischen Gästen.“

Die glücklichen Verhältnisse, in denen Lucas aufwuchs, änderten sich mit dem Tode des Vaters (1799) und des Großvaters Sarasin (1800); der frühere Wohlstand war mit der Aufgabe des Geschäfts verschwunden; dazu kam, daß durch das Zusammentreffen von mancherlei Umständen die Kinder um den größten Teil ihres Erbes betrogen wurden. Nachdem Lucas einige Jahre das Gymnasium besucht hatte, trat an den fünfzehnjährigen Knaben die Frage der Berufswahl heran. Auf Anraten eines Oheims entschloß er sich, da er für das Studium keine Neigung zeigte, in eine kaufmännische Lehre einzutreten. Zugleich bot sich ihm die günstige Gelegenheit, diese in der französischen Schweiz durchzumachen, und zu dem Zweck trat



er als Lehrling in das Speditionsgeschäft Panchaud & De la Harpe in Duchy ein. Im Mai 1804 reiste er allein und von nun an auf sich selber angewiesen nach Bern und von dort nach kurzem Aufenthalt nach Lausanne und Duchy. Er bildete sich hier zum tüchtigen Kaufmann heran und gewann durch seinen Eifer und sein charaktervolles Benehmen das Zutrauen der Prinzipale und die ganz besondere Liebe der Familie Panchaud in Lausanne. Als er im Herbst 1806 in eine schwere Krankheit fiel und, von den ratlosen Ärzten aufgegeben, dem Tode nahe war, wurde er von Herrn und Frau Panchaud wie ihr eigenes Kind gepflegt, bis seine kräftige Natur das verzehrende Fieber überwunden hatte. Das Frühjahr 1807 brachte ihm völlige Genesung. Nach weiteren drei Jahren wurde er von seinen Angehörigen in Basel veranlaßt, die Stellung aufzugeben und sich anderswohin zu wenden. Sein Vormund hatte ihm schon einen Platz in einem Straßburger Handelshause gesichert. Aber Forcart erhielt von anderer, befreundeter Seite die Nachricht, ein Speditionsgeschäft in Sitten suche einen zuverlässigen Mann, der in Brig den Post- und Warenverkehr über die neuerbaute Simplonstrafe besorgen und überwachen könne. Diese Stellung mit der damit verbundenen Selbständigkeit als Chef und Direktor sagte ihm mehr zu, und sein Ehrgeiz bewog ihn, sie anzunehmen. Er dankte also dem Vormund für seine Bemühungen und verließ am 3. Januar 1811 Lausanne und die ihm teure Familie Panchaud, um sich zunächst nach Sitten zu begeben. Hier hatte er in die ziemlich verwirrte Geschäftsführung Ordnung zu bringen und mancherlei zweckmäßige Einrichtungen zu treffen. Seine neuen Prinzipale, die Herren Zimmermann, J. E. de Riedmatten und Alois de Torrente brachten ihm unbedingtes Zutrauen entgegen und bürdeten dem 22jährigen Manne die ganze Organisation des Post- und Speditionswesens auf, die sie übernommen hatten.



Und er rechtfertigte ihr Vertrauen in jeder Weise. Das gleiche Haus besaß auch die Salz- und Tabakregie. Da zu jener Zeit im Wallis großer Mangel an Salz eingetreten war, hatte das Geschäft den Auftrag erhalten, solches aus Italien herbeizuschaffen und sich zu dem Zweck mit dem Ministerium des Vizekönigs in Mailand in Verbindung zu setzen. Das Wallis war am 12. Oktober 1810 durch einen Machtspruch Napoleons mitten im Frieden dem französischen Reiche einverleibt worden und hieß nun Département du Simplon. Die Erwerbung einiger tausend Zentner Salzes bei der verbündeten Regierung bot also keine Schwierigkeiten. Dennoch war es notwendig, einen Bevollmächtigten nach Mailand zu senden, damit er die nötigen Unterhandlungen führe. Und diese Mission wurde Forcart übertragen, der erst seit einigen Monaten dem Hause angehörte. Trotz seiner Einwendungen, bei seiner Jugend die verantwortungsvolle Aufgabe kaum durchführen zu können, mußte er doch die bedeutungsvolle Reise wagen und überschritt zum erstenmal den Simplon. Unterwegs erhielt er von den Déblayeurs Auskunft über den Gang des Transports im Sommer und Winter und über die Gefahren. Sie zeigten ihm die gefährlichen Stellen und berichteten ausführlich von einem großen Unglück, das acht oder zehn Tage zuvor geschehen war. Dreißig Männer waren durch eine Lawine in den Abgrund geschleudert worden, und nur wenige hatte man lebend herausgegraben. Die zuletzt gefundenen Opfer waren am selben Morgen in Brig bestattet worden. Wahrlich, den jungen Mann mußten diese Nachrichten mit bangen Sorgen erfüllen, wenn er daran dachte, daß er bald den gefahrvollen Weg so oftmals zurücklegen müsse. In der Nähe der Galerie de l'Hospice hielt man stille, die Postillone klatschten mit den Peitschen und die Déblayeurs schrien so laut sie konnten, um eine entstehende Lawine früher zum Sturze zu bringen, ehe man in ihre Bahn



trat; diese Vorsichtsmaßregeln belehrten den jungen Forcart, daß es Mittel zur Abwehr gebe, und beruhigten sein Gemüt, so daß er sich weder durch die Erzählungen der Knechte noch durch die Kreuze am Wege einschüchtern ließ. Rasch und geschickt führte er seinen Auftrag in Mailand aus, bestellte 5000 Zentner Salz aus den Niederlagen bei Pallanza und Suno. Der Transport ging so schnell von statten, dank der trefflichen Vorkehrungen Forcart's, daß bei seiner Rückkehr nach 14—18 Tagen in Sitten von dem neuen Salz schon angelangt war. Manches wäre noch zu berichten über den Aufenthalt Forcart's in Sitten, den Empfang des Bischofs und der Notabeln, die als Geiseln in Paris geweiht hatten, über den Einzug des Grafen Berthier, der das Wallis im Auftrage des Kaisers besetzte, von Festlichkeiten, die Berthier zu Ehren abgehalten wurden. Doch wir wollen endlich vernehmen, wie es Forcart in Brig ergangen ist, und lassen ihn darum selber weiterfahren:

„Statt, wie ich geglaubt hatte, bald nach meiner Ankunft im Wallis auf meinen Posten in Brig zu kommen, verstrichen fünf bis sechs Monate, bis es dazu kam. Die Ursache war, daß ich in Sitten noch vollauf zu tun hatte und daß unser großes Magazin in Brig nicht vollendet und das Roulage nicht organisiert war, so daß die Waren noch an die verschiedenen Speditoren in Brig mußten gesandt werden. So erfuhr ich noch etwas von der ungeheuren Hitze, worunter man im Sommer 1811 in Sitten zu leiden hatte, erlebte daselbst an einem Festtag, wo alles Volk in den Kirchen war, eine Feuersbrunst, der 10—12 Gebäude zum Opfer fielen und konnte einmal den angenehmen Sommeraufenthalt der Bewohner von Sitten, Mayens genannt, auf den Bergen besuchen und auch die in den Felsen gebaute Einsiedelei sehen. Endlich konnte ich an meinen Posten, im Juli oder Anfang August 1811, wohin mich Herr Zimmermann führte und bei



Baron Ferd. von Stockalper, ferner in der Douane und wo es nötig war, introduzierte. Schon früher war ich einmal mit ihm dagewesen und hatte einiges angeordnet; Pult, Bücherkasten und Kassa waren auch bestellt und, als ich nun einzog, bereits im Lokal. Herr Zimmermann blieb nun bis zum zweiten Tag, da unsere Führer ankamen und mit bereits von Mailand eingetroffener Baumwolle beladen wieder landabwärts reisten. Die Diligences, von Mailand und von Genf kommend, hatte ich nun auch zum erstenmal besorgt und war am dritten Tag schon in voller Tätigkeit. Glücklicherweise verstrichen einige Wochen, bis die Chars accéléérés, Tag und Nacht fahrend, eingerichtet waren; ich gewann dadurch Zeit, noch manches zur gänzlichen Einrichtung besorgen zu können, so z. B. ein Duzend Chaise-Schlitten für die Diligences, Wagen u. verfertigen zu lassen. Wagner und Schmied wohnten 20 Minuten entfernt in Naters. Nur zu bald aber kamen auch die Chars accéléérés, und fast bangte mir, das Geschäft wolle mir über den Kopf wachsen. Herr Zimmermann gab mir das Brevet als Posthalter von Brig, die Post aber war sousmissioniert an einen Wirt daselbst, nur sollte ich die Aufsicht haben und immer sehen, daß die Anzahl von 30 guten Pferden und gute Postillone vorhanden seien. Auch mußte ich bei Klagen und bei Inspektion als Posthalter dastehen und verantworten. Um das zu können, mußte doch Zeit zur Aufsicht verwandt werden. Es war nun noch Sommer. Wir hatten bereits 24 Pferde, der Wagen zu vier Pferden mit einem Knecht; von den Pferden übernachteten abwechselnd 6 bis 12, wozu eigene Stallungen vorhanden waren; doch mußte für Heu, Stroh und Haber gesorgt und letzterer bei der Ankunft der Knechte zugemessen werden, wobei es noch manche Anliegen gab.

Bei Tagesanbruch stand ich auf, besorgte die Verladung der Wagen mit Baumwolle, wovon das sehr große Magazin,



das etliche 1000 Ballen in sich fassen konnte, bald angefüllt war. Währenddessen kamen neue an, und in der Zeit, da meine Knechte, nachdem ich das Gewicht aufgenommen, die Ballen schichtenweise auftürmten, mußten die Acquits und Frachtbriefe gemacht werden. Auf diese Weise blieb mir den ganzen Tag kaum so viel Zeit übrig, die Acquittements der Douane für die Ladungen des folgenden Tages zu besorgen und in Eile meine Mahlzeit zu nehmen. Wenn die Nacht kam, zwischen 5 und 6 Uhr, in den Sommermonaten bei Tage noch, war ich mit Laden und Magazin-Rangieren meistens fertig und mußte nun die Korrespondenz und Skripturen besorgen. Im Sommer kam zwischen 6 und 8 Uhr die eine und zwischen 9 und 11 Uhr die andere Diligence von Mailand oder Genf an. Da mußten die Waren verzollt und alles mußte eingeschrieben werden, was für jede Post, je nachdem die Ladung war, 1 bis 2 und 3 Stunden erforderte. Wenn es also ganz gut ging, so kam ich zur Sommerszeit vor Mitternacht zu Bett und brauchte kein Schlaflied. Am andern Abend aber langten zwischen 6 und 8 Uhr 6 Chars accéléérés an, die acquittiert und expediert sein mußten, was je nach der Mannigfaltigkeit der Waren ebensoviel Zeit wegnahm. Weil mir aber auch die Aufsicht über das Etablissement in Domo d'Ossola, von Hermil, einem Italiener besorgt, übertragen wurde, so mußte die Einrichtung getroffen werden, daß entweder alle 10 Tage, da ich nach Domo d'Ossola fuhr, die Chars accéléérés nicht eintreffen durften, oder daß jemand von Sitten heraufkam, der an diesem Tag und in der Nacht das Nötige besorgte; denn einen Tag brauchte ich über den Berg hinüber, am Abend mußte Hermil mit mir abrechnen und verabreden, und mit der kommenden Diligence reiste ich um 2 oder 3 Uhr nachts wieder fort.

Es war von August bis Oktober mit der Expedition sehr regelmäßig gegangen, und meine Reisen nach Domo d'Ossola



waren mir sehr angenehm. Ich konnte mich an der schönen, grotesken Natur des Simplon nicht satt sehen. Meine Gesundheit hatte sich in den wenigen Monaten in der Gebirgsluft wunderbar gestärkt, und ich konnte sehr viel leisten. Ich war munter und froh und fühlte einen Segen, den ich nicht mir, sondern Gott zuschrieb Die Sonntage, an denen ich nicht über den Berg reisen mußte, waren mir wahre Ruhetage; denn da war außer den Diligences keine Warenspedition

Mein Geschäft war nun in den ersten zwei Monaten ordentlich eingeleitet, und wären diese Reisen nach Domo d'Ossola nicht gewesen, wodurch mir während der Abwesenheit Arbeit aufgehäuft wurde, so würde ich ganz ordentlich allem vorgestanden haben. Aber so angenehm mir einerseits diese Reisen in guter Jahreszeit waren, so mißlich war es dann zu Hause, um wieder im Gang zu bleiben, wozu ich ein bis zwei Nächte opfern mußte, obwohl ich die Ruhe sehr nötig hatte. Allein dieser lieblich eingeleitete Geschäftsgang wurde nach diesen zwei Monaten verändert. Sowie die Schneemassen auf dem Berg fielen, wurde die Spedition unregelmäßig, und die Diligences kamen von beiden Seiten viel später. Durch das oftmalige Ausbleiben der Waren vom Berg gewann ich einestheils wohl Zeit; denn wenn auch viel miteinander anlangte, nahm es doch weniger Zeit in Anspruch, als wenn die Waren successive kamen. Aber das Verspäten der Diligences war Ursache, daß ich den ganzen Winter nicht mehr entkleidet zu Bette gehen und mir die nötige Ruhe nicht geben konnte. Kam nun die eine Diligence zwischen 9 und 10 Uhr nachts, so hatte ich an derselben bis Mitternacht zu tun; kam die andere 2 oder 3 Stunden später, so war wieder für 1 bis 2 Stunden Arbeit vorhanden. Ich faßte daher bald meinen Entschluß, und wenn ich zwischen 8 und 9 Uhr vom Nachtfessen kam, zog ich Nachtkleider an und legte mich aufs Bett unter die Decke; meine Lampe und



mein Kaminfeuer brannten fort. So konnte ich, wenn auch nicht immer schlafen, doch liegend 1 bis 1½ Stunden ruhen. Von weitem schon hörte ich das Geschell, wenn eine Diligence nahte, und ich saß schon an meinem Pult, wenn der Kondukteur hereintrat. Um Mitternacht machte ich mir im Kamin einen schwarzen Kaffee, um wach bleiben zu können, und arbeitete dann bis die andere Diligence kam und auch spediert war; dann begab ich mich wieder ins Bett, bis der grauende Morgen die Knechte zu mir führte, die Waren zu laden hatten. Legte ich mich jeweilen zum zweitenmal aufs Bett, so stellte sich selten nochmals Schlaf ein; es war die Zeit, in der ich im Kopfe Briefe konzipierte, so daß es, wenn ich am Abend zum Schreiben kam, ganz gut aus der Feder floß, weil ich die Gedankenfolge schon ausgedacht hatte.

Die Winterreisen nach Domo d'Ossola waren nicht lieblich, sondern sehr beschwerlich und gefährlich, und doch waren sie mir oft eine Ruhe; denn wie ich die Zeit zur Arbeit weislich einteilen mußte, so war ich auch darauf bedacht, die Zeit, da ich Ruhe finden konnte, zu nützen. Als Direktor der Dilligences hatte ich meinen besonderen Schlitten mit Inschrift. An diesem entfernte ich den Sitz und häufte an dessen Stelle ein Bund Stroh als Kissen und der Länge nach Stroh zum Lager an. Wenn ich alles besorgt hatte und mit Reithosen und Mantel angetan war, legte ich eine Wolldecke in den Schlitten und wickelte mich liegend hinein. Die Kondukteurs, die mein Leben kannten, sorgten schon, daß ich so wenig wie möglich gestört wurde, und so schlief ich zuweilen schon ein, ehe man abfuhr, und konnte vor und nach dem Mittaghalt meine 6 bis 10 Stunden ruhen. Wachte ich aber im Schlitten liegend, so freute mich sehr, zu hören, wie Kondukteurs, Postillons und Déblayeurs bemüht waren, mir Ruhe zu schaffen, und zu andern sagten: „Seid stille, stört den Herrn nicht; denn er hat Tag und Nacht



keine Ruhe und kommt in kein Bett.“ Ich tat den Leuten keine Wohlthat, und doch waren sie mir so zugetan. So war ich auch bei schlechtem, gefährlichem Wetter von Kondukteurs und Déblayeurs wie von Engeln umgeben, die, wenn sie auch zuweilen in tourmente nicht hindern konnten, daß mein Schlitten umfiel, doch gleich besorgt waren, ihn vor Fall in den précipices zu schützen und aufzurichten. Ich wurde auch mit den Gefahren so vertraut, daß ich mich öfters gar nicht aufrichtete im Schlitten, wenn er umfiel, und nicht nachsah, sondern nur dankend meinen Leuten zuschrie, wenn sie mich samt dem Schlitten retteten. Der Gedanke, daß es möglich, ja bei den vielen Reisen in allem Wetter wahrscheinlich sei, daß ich auf dem Berge mein Leben lassen müsse, war mir so lebhaft und natürlich, daß ich mir in großer Gefahr oft selbst sagte, diesmal werde es wohl das Leben kosten, und keine Angst dabei hatte. Diese Furchtlosigkeit und Entschlossenheit muß auch den Leuten aufgefallen und in den Wirtshäusern zum Gespräch gekommen sein; denn die Folge war, daß, da die Passagiere bei schlechtem Wetter meistens furchtsam waren, zuweilen der Kondukteur mit Damen besonders und auch mit Herren zu mir aufs Bureau kam und au nom de Dieu bat, eine Dame in meinen Schlitten zu nehmen; ein anderes Mal auch Herren, die vor Angst fast vergingen und sonst nicht fort wollten, wobei er sagte, der Wirt hätte ihnen von mir gesprochen. Verweigern konnte ich's nicht; auch dies war Beruf und Pflicht. Freilich war es da nicht nur um die Ruhe geschehen, sondern es gab Auftritte, daß Damen fast in Verzweiflung gerieten, wo sie sich im Schlitten an mir hielten und mich sehr kneipten. Das geschah meistens, ehe man zu den gefährlichsten Stellen kam. Ältliche Herren und Damen entwarfen mir nach der Angst oftmals einen kurzen Lebensabriß, um diese zu beschönigen und zu beweisen, wie schrecklich es für sie wäre, das Ziel der Reise nicht zu erreichen und auf



dem Simplon umzukommen, und während des Erzählens passierte man die Höhe und die gefährlichsten Stellen.“

Die aufreibende Arbeit wurde ab und zu unterbrochen durch die Teilnahme an festlichen Veranstaltungen, bei denen Forcart ein gern gesehener Gast war. Es möge hier, anschließend an die Schilderung seines Lebens als Postmeister, das lebhafteste Gemälde einer Feier im Schlosse der heute noch angesehenen Walliserfamilie Stockalper folgen:

„Auf das Neujahr (1812) erwartete man den alten gräflichen Vater Stockalper, der meistens einer Stelle wegen à la cour d'Assise in Lyon wohnen mußte. Er kam, und die Freude seiner Kinder war groß. Auf den Dreikönigstag (er hieß Kaspar) sollte das jährliche, große Namenstagfest gehalten werden, wozu ich samt allen höheren Employés auch längst eingeladen war. Ich ließ von Straßburg un pâté de foie d'oies kommen, der paradierte. Tags zuvor und den gleichen 6. Januar kamen alle Verwandten von Sitten, Siders, Leuf und Bispach in Schlitten gefahren. Das waren aber keine eleganten Schlitten, sondern niedere Leiterwagen, etwa wie große „Bernerrägeli“ mit höherem Geländer und breit, worin die Herrschaften von Grafen, Baronen, Baronessen und Gräfinnen auf Matratzen und Kissen unter Deckbetten lagen schöne Decken drüber ausgebreitet. Die Pferde hatten ihr gewöhnliches Winter-Geschell. Diese hohen Damen, alle in Bieherröcke gekleidet, so einfach wie bei uns keine Stubenmagd, zeichneten sich mit dem Band des Walliserhutes aus, das reicher war als das anderer Leute. Diese Gäste alle kehrten teils im Schloß selbst, teils bei den verschiedenen verheirateten Söhnen Stockalper ein, und man versammelte sich zu einem Mittagsmahl von zirka 100 Gedecken. Hier zeigte sich noch der alte Glanz dieses ehemals so reichen Geschlechts, welches von Mailand bis Genf auf seinen eigenen Schlössern, deren acht oder



zehn in älterer Zeit waren, herbergen konnte. Es wurde fürstlich traktiert, und es fehlte an nichts: das seltenste Wild und Geflügel, wie Urhahnen, Fasanen, Perlhühner 2c., Fische von Genf, Confect von Mailand 2c. 2c. wurden aufgetischt; die Tafel prangte von Silber: für jede Person war nebst dem silbernen Besteck ein silberner Trinkbecher, und außerdem waren zum Zierat bei 50 Pokale aufgestellt, die theils Menschenfiguren, theils Tiere und Schildhalter vorstellten; der ganze Dessert wurde auf erhabenen Silberplatten geboten. Auch das Personal war nicht mehr in seiner Einfachheit, die Damen erschienen alle in Seide, die Herren schwarz und mit ihren Orden. Des Abends sollte Ball sein. Ich erledigte meine dringenden Geschäfte, kleidete mich zum Ball an und holte noch Frauenzimmer des Orts im Schlitten ab. Nun war der große Saal, in dem man gespeist, zum Tanzsaal umgewandelt und orniert, und in Nebenzimmern waren die Erfrischungen. Schon war alles versammelt, und nun bewunderte ich die außerordentliche Eleganz der Damen der Familie, die alle weiße, oft mit Gold und Silber brochierte Kleider und reichen Gold- und Edelsteinschmuck trugen, und deren Hüte mit Gold und Perlen gestickte Atlasbänder zeigten. Unter dem zahlreichen, guten Orchester zeichneten sich zwei Hackbrett aus, zum Tanz eine herrliche, taktvolle Musik. Man tanzte bis zum Morgen. Es war ein schönes Fest, und der alte Graf ging hier unter seinen Kindern und Kindeskindern und Verwandten mit sichtbarer Freude umher; ich denke, um so mehr, weil sein Schicksal bei der Einnahme des Wallis so sehr in der Waagschale lag und eine Unbesonnenheit der Landsleute ihm als Geißel in Paris leicht das Leben hätte kosten können.“

Doch zurück vom festlichen Mahle zu der Arbeit im Posthause!
„Es war ein harter Winter (1812); an mehreren Stellen der Bergstraße war eine Schneemasse von 15 Schuh Höhe über



der Straße, deren Richtung durch hohe Stangen, am Bord aufgesteckt, bezeichnet war. Die Strapazen waren für mich nicht klein. Hermil in Domo d'Ossola wußte sich zuweilen nicht zu helfen, und noch häufigere Besuche wären nötig gewesen und mußten so viel wie möglich auch geschehen. Der so nötige Schlaf wurde mir durch die Personen, die mit mir in meinem Schlitten fahren wollten, oft geraubt. Bei Unfällen mußte ich zuweilen ganze Strecken im Schnee waten, dann die ganze Nacht in Domo d'Ossola arbeiten und wieder ohne Ruhe in grimmiger Kälte zurückkehren. Ich nahm zwar meine Maßregeln, und vor dem Abreisen in Domo d'Ossola machte ich mir meinen Trank von einem Schoppen rotem Wein, Zucker, Zimmt und zwei Eiern in einer Chocolatière warm und schäumend; den trank ich, mich vor Erfrieren zu schützen. Allein ich kam zuweilen halbtot in Brig an, um fort und fort zu arbeiten, aller Ruhe entbehrend. Das hatte nun zur Folge, daß ich einmal inmitten der Nacht, an der Arbeit sitzend, bewußtlos rückwärts fiel, den Kopf auf die eiserne Kassa schmetternd, und von dem Kondukteur, für den ich mich vorbereitete, im Blute liegend wie tot angetroffen wurde. Er rief um Hilfe im Hause; man brachte mich wieder zum Bewußtsein und ich konnte wieder spedieren.

In der Mitte des Winters und bei schlechtem Wetter, da es im Tal schneite, regnete, finster und trüb war und auf den Bergen eine Masse Schnee lag, las ich auf der Diligence feuille als Passagier Pierre Bischoff, Négociant de Basle. Ich nahm mir daher vor, mit dem Schlitten zum Gasthof zu fahren, um zu sehen, ob es mein Jugendfreund sei. Ehe ich aber mit Fertigung der Diligence zu Ende war, trat er in mein Bureau und ergoß sich in Verwunderung, ja fast in Vorwürfen, daß ich mich in diese Einöde verbanne, in ein so peinibles Geschäft; ich verliere ja meine schönste Lebenszeit und richte meine



Gesundheit zu Grunde. Obwohl ich im Ganzen nach der Erfahrung anderer Ansicht war, so enthielt seine Rede doch viel Wahres, das Eindruck machte. Oftmals war ich in diesem Winter in Todesgefahr gewesen, mehrmals im Schlitten am Abhang eines tiefen Abgrunds umgeworfen. Ich wurde vielleicht nur, weil ich, der Gefahr gewohnt, ruhig und ohne Bewegung still war, daß der Schlitten keine weitere Wendung machte, durch die Déblayeurs gerettet, und schon hatte ich einmal, durch eine Lawine im Schlitten unter dem Schnee begraben, geschmeckt, was die Annäherung des Endes unter diesem Element sei. Es war aber keine große Lawine, und nach einer halben Viertelstunde hörte ich schon wieder die arbeitenden Déblayeurs, die den Schlitten vom Schnee befreiten. . . .“

„Während ich noch allein¹⁾ war, wurde die Welt mit Napoleons Sohn, dem Roi de Rome, beglückt²⁾, und nun strömten zu der Taufe alle weltlichen und geistlichen Hoheiten nach Paris. Wir hatten uns dessen zu gehöriger Zeit versehen, und unsere Postställe waren mit der doppelten Zahl Pferde angefüllt, so auf allen Stationen, die uns betrafen. Dem ohngeachtet hatte ich mich Tag und Nacht wegen Vorwürfen in Folge Nichtbeförderung zu verantworten. Bischöfe, Kardinäle, Fürsten und Generäle in Menge passierten während etlichen Tagen, und oft stand der große Platz vor meinem Hause voller Equipagen und Fourgons, die warten mußten, bis Pferde wieder zurückkehrten. Man fragte gleich nach dem Postmeister. Da kam ich junger Mensch dann, wurde ein- oder zweimal hart angefahren und nahm die Zuflucht gleich zu dem die Welt blendenden Mittel: ich zog mich schön an und setzte meine blaue, sehr reich mit Gold brodierte Teller-

¹⁾ Es wurden mit der Zeit Forcart zwei Gehilfen zur Seite gegeben.

²⁾ 23. März 1811.



kappe auf, die 6 Ntr. gekostet hatte, und nun trat ich wie ein Junker zu den großen Hansen in ihren Kutschen und wurde ganz fein respektiert. Man konnte mir nichts vorwerfen, weil ich, mein Reglement in der Hand, bewies, was die Forderung des Gouvernements und wie das Doppelte an Pferden vorhanden sei. Von nun an erfuhr ich in dem Fuß-Aufzug eine zuvorkommende, höfliche Behandlung von diesen Leuten, und von den Bischöfen und Kardinälen empfing ich gewöhnlich den Segen . . . Unter den Geistlichen, Fürsten, Kardinälen und Bischöfen waren manche, die den Schwelger und Pfaffen zum Aushängeschild hatten. Es waren darunter aber auch Physiognomien von solcher Reinheit, Weisheit und Würde, daß sie Heiligen gleich sahen. Ich konnte mich an etlichen nicht satt sehen und hätte ihnen gerne die Hand geküßt; ja, ein Segen von einem solchen tat mir unaussprechlich wohl.“

Von den Anstrengungen seines Amtes konnte sich Forcart während eines längern Aufenthaltes im Bade Leuf erholen. Auch wurde ihm ein Teil der Arbeitslast durch einen zweiten Gehilfen abgenommen, den ihm sein Chef zur Seite gab. Nach seiner Rückkehr nach Brig konnte er es sich erlauben, den Weg, den er so oft schon in Geschäften zurückgelegt, auch einmal zu Fuß zu durchwandern:

„Im Laufe dieses Sommers, da ich in Brig Hilfe hatte, wollte ich einmal die Pracht der großen Natur dieser Bergstraße recht genießen und den Weg von Domo d'Ossola nach Brig zurück ganz zu Fuß machen; denn im Sommer kann man sich nichts Schöneres denken als diesen ungeheuren englischen Garten. Ich hatte einen Bekannten zum Begleiter. Vor Tagesanbruch verließen wir Domo d'Ossola und wanderten den Bergen zu; wir blickten zurück auf das prachtvolle Ossolatal und sahen im Hintergrund den von den ersten Strahlen der Sonne beleuchteten Lago Maggiore. Als wir diesen aus den Augen



verloren, betraten wir die pittoresque Gegend der Bergtäler mit ihren entfernt gelegenen Dörflein und einzelnen noch mit Reblaub umrankten Häusern, woran sich das Auge mit Wohlgefallen heftete. Nach und nach verlor sich das schöne Grün der Abhänge mit ihren Bäumen, und Iselle zu kamen wir in die Felsenwände von ungeheurer Höhe, die nur der Landstraße und einem Waldstrom an deren Seite sich durchzuwinden Raum ließen. Plötzlich trübte sich der Himmel, und bald sahen wir finstere Wolken, die, zwischen den Felswänden gefangen, nicht weiterziehen konnten. Vor schwüler Hitze konnte es nicht recht regnen, und Blitz und Donner fingen an zu spielen. Das Gewitter hatte sich über uns hergezogen und leerte sich nun furchtbar majestätisch aus. Der Blitz schlug von einer Felswand zur andern, und die Donner hörten nicht mehr auf zu widerhallen in den Felsen vor und hinter uns. Ein Strom von Regen fiel und bildete von den Felswänden herab die schönsten Kaskaden. Obwohl wir in Gefahr waren, erschlagen zu werden, und tüchtig durchnäht wurden, auch nirgends uns zu schirmen vermochten, konnten wir nicht genug das majestätische Schauspiel bewundern und standen oft erstaunt stille, ohne ein Wort zu sprechen, trafen auch keinen Menschen an. Wir kamen in Iselle an, als sich die Gewitterwolken so ziemlich ausgeleert hatten, nahmen eine Erfrischung ein und trockneten unsere Oberkleider, worauf wir bei hellem Himmel unsern Weg nach dem Dorfe Simplon fortsetzten. Nach diesem gewaltigen, in den Felswänden eingeschlossenen Gewitter hatten wir in dem sich erweiternden Iselletälchen die herrlichste Sonne, die uns mehr trocknete, als uns lieb war; denn sie brannte sehr stark. Das Mittagsmahl schmeckte uns sehr gut, und es wurde ihm alle Ehre angetan. Nach demselben setzten wir unsere Wanderung Brig zu über den Berg fort. Obwohl die Luft in dieser Region immer kühl ist, so war doch die Sonne so stechend, daß wir



hin und wieder ausruhen mußten. Als wir in die Gegend des neuen Hospicium kamen, wovon nur die Fundamente gelegt waren, hörten wir in der Entfernung Lärm wie Kanonendonner und konnten nicht begreifen, wo und was es war. Wie wir aber von der Höhe etwas hinunterkamen, löste sich das Rätsel: unter uns war es grausam finster, und die Fernsicht in die Tiefe war wie abgeschnitten. Eine Viertelstunde weiter sahen wir in ein Gewitter hinein. Die Blitze fuhren in den schwarzen Wolken herum, und der Donner brummte gewaltig. Wir waren wie Mose auf dem Sinai: über uns die helle Sonne und blauer Himmel, unter uns grauenvolle Nacht, worin ein Vulkan zu spielen schien. Versenkt in Erstaunen und Bewunderung wanderten wir fort, als wir uns bald selbst in die obersten Gewitterwolken versetzt fanden und im Regen waren und durch einen furchtbaren Donnerschlag und Blitzstrahl die Gefahr erkannten, der wir uns bei fernerm Fortschreiten aussetzten. Wir kehrten daher so weit wieder zurück, bis wir über dem Gewitter waren, und es dauerte nicht mehr lange, so teilten sich die Wolken unter uns, und indem wir weiter-schritten, sahen wir ins Tal hinunter. Die tiefern Wald- und Bergwasser waren angeschwollen, die Straße sehr beregnet; aber bei schönem Wetter langten wir in Brig an.

Ehe man sich's versieht, so schwinden in den Bergen vom Wallis die schönen Tage des Sommers, wo man auf Rädern den ganzen Weg des grotesken Parks der Simplonstrabe be-fahren kann. Schon im September wird man zuweilen auf der Höhe des Berges mit tüchtigem Schnee begrüßt, während man von unten herauf bei heißer Sonne schwitzt. Im Oktober aber wird schon an höheren Stellen die Umpackung auf Schlitten nötig, und der mühsame Winter, den man im Tal noch nicht kennt, meldet sich mit seinen Reisebeschwerlichkeiten an. So war auch 1812 im Oktober frühzeitig viel Schnee auf der Höhe des Berges



gefallen, und zu Ende desselben und Anfang November gab es schon Winterscenen. In diese Zeit fiel die Rückkehr von Herrn Pasteur¹⁾ aus Genf. Er schrieb mir von Mailand, es wo möglich so einzurichten, daß ich von Domo d'Ossola her mit ihm den Berg passieren könne. Ich richtete also meinen Besuch daselbst auf den Tag, da er kommen sollte, und hatte mein Rechnungsgeschäft vollendet, als des Nachts ein Diener des Gasthauses ihn zu uns ins Kloster brachte. Er speiste mit uns ganz einfach, obwohl Hermil zu vorzüglichem Tractament eine gebakene Polenta mit Safran gefärbt und mit Korinthen und süßen Trauben vermengt aufstichtete, daß derselbe glaubte, es sei eine Pastete. Herr Pasteur war äußerst artig, besprach sich mit uns über das Geschäft, sah die einfache, zweckmäßige und wohlgeordnete Einrichtung, dessen einfache und klare Komptabilität, die wohlgeordnete Remise mit Wagen, Diligences, Schritten im Vorrat, die schönen Ställe für die Roulage-Pferde: das alles gefiel ihm wohl, besonders auch die drei oder vier bewohnbar gemachten Zimmer, die wir mit äußerst geringen Kosten al fresco hatten bemalen lassen und die sich wirklich, so dürftig sie meubliert waren, gut ausnahmen. Das Ganze machte einen sehr guten Eindruck, und daß bei meinen Besuchen jedesmal abgerechnet wurde, so daß man beim Anblick die Übersicht des Ganzen hatte, gefiel ihm besonders wohl, wie er sich gegen mich allein äußerte. Wir verabredeten auf den frühen Morgen unsere Abreise, und ich führte ihn in den Gasthof zur Ruhe. — Vor Tag saßen wir in seiner Reisekalesche und fuhren dem Simplon zu. Es war kalt, regnerisch; es hatte viel geschneit auf der Höhe, und in der Niederung war Regen und Kot. Wir waren hinter unsern Fenstern sehr wohl versorgt und empfanden nichts von

¹⁾ Herr Pasteur stand in Geschäftsverbindung mit dem Haus Zimmermann in Sitten und war in Brig gewesen, um die Posteinrichtung kennen zu lernen.



dem frostigen Wetter. Mit Mühe konnten wir auf den Rädern bis ins Dorf Simplon kommen, weil schon von Iselle an viel Schnee lag. Dort mußte nun die Chaise auf Schlitten geladen werden, und ich vernahm, daß der Berg nicht gut sei, sagte aber nichts; denn ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Herr Pasteur selbst erfahre, was schlechtes Wetter auf dem Simplon bedeute. Indessen war der Weg nicht schlecht und die Sonne schien recht schön, nur sah man von den Höhen kleine Lawinen kommen, indem der lockere Schnee unter der Einwirkung der Sonne sich hin und wieder löste. Da dies etwas ganz gewöhnliches war, hätte ich kaum Acht darauf gegeben, wenn nicht mein Begleiter immer ängstlicher geworden wäre und in seiner Unterhaltung über unsern Verkehr die Saiten immer tiefer und tiefer gestimmt und endlich gefragt hätte: „Mon cher, n'est-ce pas nous ne risquons pas de périr?“ „Mais non, Monsieur, ni vent ni tourmente, le plus parfait beau temps, pas grande quantité de neige; pour la saison on ne peut mieux désirer, en attendant plus ou moins, il y a toujours du danger; mais n'ayez pas peur, la neige qui roule par ci et par là n'est pas dangereuse, ce ne sont pas des avalanches.“ Gerne hätte ich aber 6 Rtr. aus meinem Sack gegeben, wenn er eine kleine Erfahrung gemacht hätte. Wie wir auf der Höhe beim Hospice zur Galerie kamen, sahen wir, daß der Eingang derselben wie eine Schneegalerie war. Ängstlich fragte er über die Ursache, und mit dem kamen wir näher, als ein ziemlich starker Schnee-Rutsch über unser Gefährt stürzte und uns so bedeckte, daß wir kein Tageslicht mehr sahen und das Verdeck des Kastens, worin wir waren, frachte, doch nicht zusammenbrach. „O mon Dieu, mon ami, sauvez-moi! — faut-il périr sur le Simplon? ma femme! mes enfants! — mon ami, nous sommes perdus! ah mon Dieu, mon Dieu! so schrie er fort und fort, krampfhaft sich an mir haltend. „II



n'y a pas de risque, Monsieur, tranquillisez-vous, nous allons être débarrassés de la neige tout à l'heure; vous voyez bien que je n'ai pas de crainte; la neige n'a pas seulement renversé la voiture. — Entendez-vous les débroyeurs qui travaillent? Voici déjà un peu de jour; voyez cet homme!“ So ging es keine $\frac{1}{8}$ Stunde, und man konnte den Schlitten vollends in die Galerie führen, an deren Eingang uns der Rutsch widerfahren war. Der gute Mann erholte sich nicht bald von dem Schrecken. Ich hieß ihn etwas Malaga trinken, den er bei sich hatte, und da er nun erfuhr, daß weiter keine Gefahr war, bekam er wieder Mut. Das war nun un petit échantillon du Simplon, wie ich ihm sagte, dessen er eingedenk blieb. Nun glaubte er und sein Haus, daß man die Elemente auf dem Berg nicht nach jeweiligem Wunsch bändigen und zähmen könne. Vorwürfe kamen keine mehr (vom Haus Pasteur in Genf), wenn die Diligence oder Waren auf dem Berg verspätet wurden durch schlechtes Wetter, und meine Kaltblütigkeit in der Gefahr hatte ihm Achtung vor mir eingeflößt, was mir fast leid tat; denn ich fühlte so wohl das Verkehrte meiner Furchtlosigkeit, daß ich mir gar nichts darauf zu gut tat.“

Noch manches Mal unternahm Forcart die Reise über den Simplon bei gutem und schlechtem Wetter; keine aber prägte sich, wie die folgende, mit allen Einzelheiten des verhängnisvollen Verlaufs seinem Gedächtnisse so tief ein, daß ihn die Erinnerung daran bis in sein hohes Alter nicht verließ. Die Gefahren, mit denen der Berg im Winter Schrecken verbreitet, treffen mit ihrer vollen Wucht zusammen, um die Reisenden dem Tode nahe zu bringen. Forcart erzählt:

„Herr Pasteur schied von mir in Brig mit den Äußerungen der freundschaftlichsten Anhänglichkeit. Ich aber besorgte ferner mein Geschäft, das seinen Gang ging. Das bewegliche



Leben aber, bald da bald dort, war mir unheimlich. Lieber wäre ich angestrengt tätig auf einem Posten fixiert gewesen, erkannte aber gleichwohl, daß die Leistung so weit nützlicher war für das Ganze, als am Pult zu sitzen, und meine Herren wollten es so, mithin konnte ich das Gefühl des Zeitverlierens auf den vielen Kursen auch gut unterdrücken. Auf einem Besuch in Sitten wurde mir eröffnet, daß wegen eines Anleihsens Herr von Riedmatten nach Bern reisen werde und mich zum Begleiter haben wolle, worüber man mir näher berichten werde. Mittlerweile sollte ich aber noch eine Erfahrung auf dem Simplon machen, die ich nie vergessen werde.

Ich war in Domo d'Ossola zur Aufsicht und Abrechnung und kehrte mit der Diligence zurück. Obwohl wir mit der Kutsche bis zu der ersten Station fahren mußten, weil in der Tiefe Tauwetter eingetreten und noch keine solide Bahn gemacht war, so hatte es hingegen in den Bergen sehr viel Schnee gelegt, daß wir bei Gondo schon 6—8 Schuh Schnee antrafen. Postillone und Kondukteur klagten über den schlimmen Weg, auf welchem die Pferde keinen festen Fuß hatten; doch achtete ich deß nicht. Im Wirtshaus des Schlosses Gondo nahmen wir Erquickung zu uns und fanden allda auch die Briefpost und eine Anzahl Déblayers. Diese alle verkündigten, daß auf dem Berg nicht fortzukommen sei, da infolge des Tauwetters die Pferde nicht vorwärts könnten und eine Lawine nach der andern herunterschmetterte. Von dem sahen wir hier noch nichts, weil diese Gegend nicht von Lawinen heimgesucht. Das Wetter war schön, die Sonne schien, und mich erwarteten in Brig viele und diesmal wichtige Geschäfte, so daß ich dem Kondukteur sagte, ich für meine Person müsse fort, um im Dorfe Simplon zu übernachten. Ein neapolitanischer Kapitän, ein Luzerner und Hermil, mein Mann in Domo d'Ossola, waren die einzigen Passagiere. Der Briefpostillon, der Kondukteur, selbst die Déblayers baten mich, der großen Gefahr wegen



abzustehen. Je mehr sie baten, um so entschlossener war ich. Die Briefpost erklärte, wenn ich als Direktor der Diligence fort gehe, dürfe sie nicht zurückbleiben. Dieser Mann und einige Déblayeurs luden auf mich die Verantwortlichkeit, wenn es Menschenleben koste, und ich verwegener 23—24 jähriger Mensch forderte um ein besonderes Trinkgeld etliche Déblayeurs auf, mich zu begleiten, ich wolle allein mit ihnen gehen. Daraufhin wollte mich der Kondukteur, ein Familienvater, nicht verlassen, der Kapitän und Hermil wollten auch mit, die Briefpost durfte nicht anders, und so wurden vier Schlitten bereitet: der erste für Hermil und mich, der zweite mit dem Kapitän und Kondukteur, auf dem dritten Bagage und Proviant fürs Dorf, im vierten die Briefpost mit Felleisen; 10—15 Déblayeurs begleiteten uns, und nach 12 Uhr mittags fuhren wir von dem Schloß ab, um in 1½ Stunden nach dem Dorf Simplon zu kommen. Von Gondo bis zur großen, 150 Schritt langen Galerie war es eine kleine Viertelstunde, von da zu einem Maison de refuge ebensoviel. Kaum waren wir abgefahren, als sich der Wind mit starkem Gestöber erhob und ein Geschrei nach dem andern anzeigte, daß unsere Pferde vor den Schlitten versanken in dem hohen, halb aufgetauten Schneeweg. Wirklich sahen wir von einem unserer Pferde nur den Kopf, während das vordere 3' höher noch Boden zum Stehen hatte. Die Déblayeurs und Kondukteurs waren beschäftigt, die Pferde aus dem Schnee zu heben, und riefen laut, was zu tun sei. Ich kroch auch aus dem Schlitten. Vor uns, in kleiner Entfernung, war die Öffnung der Galerie, hinter uns hatte das Gestöber den Rückweg nach Gondo unmöglich gemacht; also vorwärts! Man nahm die beiden Pferde des zweiten Schlittens zu den des ersten, die Déblayeurs hielten die Pferde mit den Stangen unter dem Bauch, daß sie nicht so tief sanken, und in einer Viertelstunde hatte der erste Schlitten die 5 Mi-



nuten entfernte Galerie erreicht. So holte man den zweiten, dritten und vierten Schlitten. Wir aßen etwas Brot und gaben auch den halbtoten Pferden davon. Als wir uns ein wenig erholt hatten, gingen wir in der Galerie vorwärts, um zu sehen, warum es so finster sei; denn nur hinter uns und vor der Öffnung in der Mitte war etwas Licht. Wir gewahrten leider bald, daß der Ausgang durch eine Lawine ganz geschlossen war, und hörten hin und wieder wie Kanonendonner die fernen Lawinen. Während ich zwei Mann an den Ausgang hinaufsteigen hieß, um zu sehen, ob man eine Öffnung für die Menschen wenigstens bahnen und bis zum Maison de refuge dringen könne, so verkündete uns ein naher Donner eine Lawine, die den Eingang, durch welchen wir gekommen, auch bis zur Hälfte verschloß. Mir war zu Mute wie dem Jonas auf dem Schiff, dem der Hauptmann sagte, er sei die Ursache ihres Unglücks. Ich erwartete, daß sie mich alle mit Borwürfen überhäufen werden, daher ich über Vermögen Mut zeigte, aufmunterte, Hand ans Werk legte und mich erbot, durch eine bereits gemachte Öffnung am Ausgang der Höhle mit zwei Déblayeurs bis zum Maison de refuge zu dringen, um dort Hilfe zu holen, damit von dort Futter für die Pferde gebracht werde und die Mannschaft unter Obdach komme. Kein Laut von Borwürfen ließ sich hören; alles war willig, den jungen Frevler machen zu lassen, alles willig, ihm zu gehorchen, zu folgen. Ich kletterte nun mit etlichen Déblayeurs die Lawine an der Öffnung hinauf, durch das Loch hindurch, und indem ein Mann mit der Schaufel den Schnee fest schlug, folgten wir anderen nach und schrien, um in dem nahen Haus gehört zu werden. Der Kapitän und Hermil, durch unser Beispiel aufgemuntert, warteten nicht, sondern erschienen auch mit Déblayeurs und verkündeten durch Geschrei ihre Nachfolge. Der Kondukteur blieb bei den Schlitten, die Briefpost



bei ihren Felleisen und die Postillone bei den Pferden zurück. Man hörte uns nicht in dem Haus. Wir kamen äußerst langsam vorwärts und langten endlich gegen 3 Uhr nachmittags naß von Schweiß und Nässe und erschöpft im Hause an. Unser Eintreten entlockte einen Schrei der Verwunderung von den 10 bis 15 Männern, meist Italienern, die um ein großes Feuer herum gelagert Wein tranken. Das erste war, sämtliche Mannschaft, wozu sich noch die meisten unserer Déblayeurs freiwillig gesellten, zur Hilfe in die Galerie zu senden; es waren nun mit denen in der Galerie 20 bis 25 Mann, um die Schlitten vor Nacht noch mit den Pferden unter Obdach zu bringen. Die nun schon durch uns hergestellte Bahn erweiterten die Hilfeleistenden und drangen rasch vorwärts. Bei der Galerie machten sie in die davor liegende Lawine eine Höhlung, was schon von innen heraus durch die Zurückgelassenen angefangen war, so daß sie bald durchbrachen. Wir drei Passagiere saßen, nachdem wir die steifgefrorenen Oberkleider abgelegt und aufgehängt hatten, am Feuer, tranken etliche Gläser roten Italienerwein und aßen Brot, das uns ein wahres Labsal war. In dessen spazierten meine Augen in dem weiten Raum des Hauses herum: in einer Ecke war ein Verschlag für das Vieh, sonst erblickte ich nur die leeren Mauern, etwas Futter und Holz genug, um den Herd zu speisen, ein Fäßchen Wein und Mundvorrat und nahe beim Herd ein Strohlager, um etwa zwei Mann vor dem Erfrieren zu schützen. Da ist kein Ort zum Übernachten für dich, dachte ich, und morgen ist es was heute, um vorwärts zu dringen. Wir sahen zuweilen nach der Galerie, und gar bald gewahrten wir die Mannschaft mit zwei Schlitten. Es ging über Erwarten gut und geschwind, kein Pferd versank wie jenseits der Galerie. Während sie sich naheten, sagte ich zum Hauptmann: „Mon Capitaine, j'espère de coucher ce soir dans un bon lit à l'auberge du Simplon, il n'y a



qu'une petite lieue, et si des déblayeurs veulent me conduire, je partirai, vous vous ferez des couchettes dans les traîneaux." Er aber sagte gleich zu Hermil: Si Monsieur part — je ne reste pas ici; allons, suivons-le. Sechs Déblayeurs mit Stangen erhoben sich, uns zu führen. Der Kondukteur, der unterdessen mit zwei Schlitten angekommen war, bat mich dringend, nicht weiter zu gehen, und alle Anwesenden stimmten bei, es sei zu gewagt, einer Gefahr entronnen, sich vielleicht in eine noch größere zu begeben, da man ja von ferne das Toben der Lawinen so oft höre. Vergebens, ich blieb bei dem Entschluß, und die beiden andern wollten mit. Ich hatte auch meine Gründe, es zu wagen: die zurückbleibende Mannschaft konnte sich dadurch in der Nacht besser verwahren; also aufgebrochen, unsere Oberrücke wieder angezogen und Abschied genommen! Wir traten vor das Haus und sahen die andern zwei Schlitten unterwegs. Nun war mir leichter. Der Kondukteur, ein zuverlässiger Mann, blieb also mit den Schlitten und aller Bagage zurück; wir aber mit unsern Déblayeurs schritten vorwärts, zuerst ich an der Stange, die von zwei Mann unter dem rechten Arm getragen wurde, dann der Kapitän, dann Hermil, jeder von zwei Déblayeurs an einer Stange gehalten. Die erste Stunde von halb vier an legten wir etwa $\frac{1}{3}$ Wegs zurück. Nur ein- oder zweimal sank einer in den Schnee, der tief und locker, doch besser als von Gondo aus war; aber kurz vorher gefallene Lawinen hatten wir zu übersteigen, die häuserhohe Massen auf den Weg getürmt hatten. Da lagen die Déblayeurs mit uns oft im Schnee bis unter die Arme, und nur mit großer Anstrengung kamen wir weiter. Öfters mußten wir ein wenig ausruhen, dann schrien unsere Männer, und wenn sich nichts zeigte, ging es vorwärts, ein vorwärts, das aber kaum zu merken war; denn um über eine Lawine hinweg wieder auf die Bahn der Straße zu kommen, hatte uns eine Stunde Zeit



gekostet. Wir sahen leider vor uns noch zwei Schneemassen von Lawinen, und mir graute vor der Nacht. Wie wir an die zweite kamen, schrien unsere Leute halt; denn mit großem Getöse kam von ferne eine ungeheure Lawine, von der wir nicht wußten, ob sie uns mitschleudern würde. Nahe bei uns tobte sie vorbei, und unsere Führer bekreuzten sich. Auf uns drei Passagiere hatte sie die nämliche Wirkung; die Erwartung, von der kommenden donnernden Lawine begraben zu werden, hatte auch in mir einen solchen Schrecken erregt, daß mir die ohnehin müden Knie schlotterten und das Herz pochte. Die Führer aber ließen uns einige Zeit stehen. Bis hierher hatte großes Stillschweigen geherrscht; wir hatten uns nur einige Worte hin und wieder zugerufen. Jetzt aber fing der Kapitän laut zu zagen und zu jammern an, er werde seine Frau und seine Kinder (die er auf Urlaub besuchen wollte) nicht mehr sehen, wir müßten alle umkommen. Er schrie zu Gott und der heiligen Maria und klagte, daß er nicht weiter könne, er könne kein Bein mehr regen. Hermil stimmte auch ein, er sei erstarrt und alles zittere an seinem Leibe. Mir aber blutete das Herz; ich war schuld an dem Jammer, an dem uns allen bevorstehenden Tod des Erfrierens; denn zwei Stunden waren wieder verflossen, wir waren keine zehn Minuten Wegs vorwärts gekommen. Meine Führer sprachen die Hoffnung aus, daß wir bald das Ärgste werden überstanden haben. „Vorwärts denn in Gottes Namen“, sprach ich zu ihnen, konnte meine Beine aber fast nicht mehr brauchen. Die Nacht war eingebrochen; aber es war schön schneehell. „Vorwärts!“ schrien meine Führer den hinter uns folgenden zu. Auch sie rafften alle Kräfte zusammen, und endlich waren wir über die zweite Lawine hinüber wieder auf die Straße gekommen. Vor uns aber war die dritte, über welche die erst gefallene Lawine teilweise geschmettert war, und ich fühlte, daß ich die fatiguo,



die ich soeben gehabt, nicht noch einmal bestehen könne. Es ging aber über Erwarten; denn die letzte Lawine hatte von der zuvor haushoch auf der Straße aufgetürmten den meisten Schnee fortgerissen, so daß wir nur einige Minuten in dem Lawinenschnee wateten und dann auf die Straße kamen. Wir schrien es den andern hinter uns zu, die Laut gaben, daß sie nachfolgten. Von da an war die Straße gut, an manchen Stellen Schnee bis an die Knie, an andern war er vom Winde fortgeweht. Jetzt erst auf der Landstraße gewahrte ich an den zwei Flügeln, die ich neben den Armen und dem Kopf hatte, daß mein Mantel hart gefroren in die Höhe stand, weil ich so oft bis unter die Arme, ja tiefer im Schnee versunken gewesen. Ich hörte nun auch Glockengeläute vom Dorf Simplon, und mein Ruf: *courage, nous sommes sauvés*, gab auch meinen Gefährten neue Kraft. Es war 7 Uhr, und man läutete Betzeit. In einer halben Stunde erreichten wir todmüde das Wirtshaus. Ich sandte einen Knecht hinauf, den Wirt Gentina zu holen, der dann nicht allein, sondern mit 6—8 Gästen die Treppe heruntersprang und einen Schrei ausstieß, als er mich erkannte. Es wurden noch mehr Leute gerufen, um uns hinaufzubringen; denn von der Möglichkeit, die Treppe hinaufzusteigen, war keine Rede, jeder von uns und den Führern wurde von zwei Mann Stufe für Stufe hinaufgehoben. Ich bat Gentina, der mich tragen half, uns gleich in das Zimmer zu bringen, worin wir bleiben und schlafen konnten, was auch geschah. Es war ein geräumiges Zimmer mit zwei Betten. Eine Gesellschaft von Damen und jungen Militärs, Passagiere, die schon einen Tag in Simplon rasten mußten, waren darin; die Führer hatte man in die große Wirtsstube gebracht.

Wie wir drei, der Kapitän, Hermil und ich, nun dastanden, sahen wir einander an. „*Dieu merci, de ce que nous sommes ici!*“ — und Hermil sank zu Boden; den Kapitän



und mich mußten die Umstehenden auch halten. Ich bat aber Gentinetta, uns alle drei auf den Boden zu legen und vorerst mit heißem Wasser die starr gefrorenen Kleider zu weichen, auch Branntwein zu wärmen, etwa zwei Flaschen, und herauf zu bringen. Während er dies beorderte und wieder bei uns stand, ersuchte er die Damen, sich zurückzuziehen, indem man uns nun auskleiden werde, und nur zwei Herren blieben zur Mithilfe mit Gentinetta und einem Knecht. Das heiße Wasser kam, und mit Schwamm und Tüchern wurden die Kleider, Hosen u. aufgefroren und abgenommen. Gentinetta wollte uns in die Betten legen; allein ich bat, uns liegen zu lassen und nur den warmen Branntwein zu holen, was geschah. Wir lagen nackt auf dem Leintuch, und nun wusch mich Gentinetta auf mein Geheiß mit warmem Branntwein vom Kopf bis zu den Füßen, und wie der Oberleib und die Arme gewaschen waren, konnte ich diese wieder aufheben; man zog mir ein Hemd an, richtete mich auf und ich konnte bis zum Bett gehen, worein man mir half. Der Kapitän und Hermil, die gleichzeitig gewaschen wurden, waren nun wieder redselig, und bald lag der Kapitän in einem, Hermil und ich im andern Bett, und wir hatten nun herrlich warm, waren aber alle drei wie gerädert, so daß uns alle Glieder schmerzten. Während dieser Expedition hatten die Gäste zu Nacht gespeist und baten jetzt um Erlaubnis, herein zu kommen, was sofort gewährt wurde. Es waren bei 12 bis 14 Herren und Damen, die nun aber warten mußten, bis auch wir gespeist und einige Gläser roten Wein getrunken hatten, um dann unsere Geschichte zu erzählen. Der Kapitän trug sie mit der größten Schonung für mich vor; denn es fehlte nicht an Bemerkungen über das frewle Unternehmen, und einer der Herren, der von den Déblayeurs herauf kam, erzählte den Damen, daß ich, der kleine junge Mann, es sei, der mit aller Opignatretät die Reise von Gondo her unternommen hatte. Man ließ mir aber andererseits



auch Gerechtigkeit widerfahren, weil dargetan wurde, daß ich mich gerne aufgeopfert hätte, um der andern Leben zu retten.“

Die Reise konnte unter günstigeren Verhältnissen zwei Tage später fortgesetzt werden, und Forcart wurde in Brig von seinem Chef, der in bangen Sorgen um ihn gestanden hatte, freudig empfangen. Er trat darauf mit Herrn von Riedmatten die Reise nach Bern an. Unterwegs erwachte in ihm der Wunsch, einen Abstecher nach Basel zu machen und seine Angehörigen zu besuchen. Nur ungern gab Herr von Riedmatten seine Zustimmung; denn er fürchtete mit Recht, sein treuer und unermüdlicher Postmeister in Brig werde nicht mehr zurückkehren. Wirklich gaben sich in Basel die Mutter und Geschwister Forcart's alle Mühe, ihn dem gefährvollen Posten zu entreißen, und da ihm im Hause von Verwandten eine gute Stellung offen stand, so entschloß er sich, wenn auch fast schweren Herzens, um seine Entlassung zu bitten und hernach in Basel zu bleiben. Zwar reiste er nochmals für einige Wochen nach Sitten und Brig, um die verschiedenen Etablissements zu übergeben, fuhr zum letztenmal noch Domo d'Ossola hinüber, um von Hermil und seiner Poststation Abschied zu nehmen, und trennte sich dann mit tiefer Wehmut von all' den Stätten, die ihm auf den vielen Reisen über den Simplon in den vergangenen zwei Jahren teuer geworden waren. Er erledigte gewandt und sicher alle Geschäfte, brachte noch einige schöne Tage in freundschaftlichem Verkehr mit der Familie Zimmermann in Sitten zu und leistete endlich seinen Prinzipalen noch einen letzten guten Dienst, indem er übermäßige Ersatzforderungen des Hauses Pasteur in Genf als zum größten Teil unberechtigt nachwies und so auf ein bescheidenes Minimum herabsetzte. Dann verließ er dauernd den Kanton Wallis, kehrte im Jahre 1813 in seine Vaterstadt Basel zurück und trat hier seine neue Stelle an.

